

Die Blumen der Mode

Klassische und neue Texte zur Philosophie der Mode

Bearbeitet von

Barbara Vinken, Bernard Mandeville, Jean-Jaques Rousseau, Heinrich Heine, Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Emile Zola, Marcel Proust, Friedrich Nietzsche, Honore de Balsac, Charles Baudelaire, Adolf Loos, Georg Simmel, Sigmund Freud, Walter Benjamin, Simone de Beauvoir, Roland Barthes, Ulf Poschardt, Friedrich Kittler, Thomas Meinecke, Michaela Melián

1. Auflage 2016. Buch. 552 S. Hardcover

ISBN 978 3 608 94910 0

Format (B x L): 17,6 x 24,5 cm

[Weitere Fachgebiete > Philosophie, Wissenschaftstheorie, Informationswissenschaft > Philosophie: Allgemeines > Philosophie: Sachbuch, angewandte Philosophie](#)

schnell und portofrei erhältlich bei

The logo for beck-shop.de features the text 'beck-shop.de' in a bold, red, sans-serif font. Above the 'i' in 'shop' are three red dots of varying sizes, arranged in a slight arc. Below the main text, the words 'DIE FACHBUCHHANDLUNG' are written in a smaller, red, all-caps, sans-serif font.

beck-shop.de
DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser
gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

**DIE
BLUMEN
DER
MODE**



**BARBARA
VINKEN**

**KLASSISCHE & NEUE TEXTE
ZUR PHILOSOPHIE DER MODE**



Klett-Cotta
www.klett-cotta.de

© 2016 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Sämtliche Bilder: Michaela Melián © Michaela Melián

Cover: ANZINGER | WÜSCHNER | RASP, München

unter Verwendung einer Abbildung von ajuga/iStockphoto

Innengestaltung: Marion Köster und Katrin Kleinschrot, Stuttgart

Gesetzt von Kösel Media GmbH, Krugzell

Gedruckt und gebunden von Kösel, Krugzell

ISBN 978-3-608-94910-0

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

INHALT

BLÜTENLESE	9
BERNARD MANDEVILLE Die Bienenfabel (1714)	13
JEAN-JACQUES ROUSSEAU Julie oder Die Neue Héloïse: Der einundzwanzigste Brief (1761)	23
GIACOMO LEOPARDI Die Mode und der Tod (1824)	39
GEORG WILHELM FRIEDRICH HEGEL Ästhetik: Bekleidung (ca. 1830)	46
HEINRICH HEINE Reise von München nach Genua: Kapitel XVII (1830)	57
HONORÉ DE BALZAC Physiologie des eleganten Lebens: Über die Toilette in allen ihren Teilen (1830)	60
THOMAS CARLYLE Sartor Resartus: Die Körperschaft der Dandys (1833/1834)	70
THÉOPHILE GAUTIER Mode (1858)	85
CHARLES BAUDELAIRE Der Maler des modernen Lebens: Lobrede auf das Schminken (1863)	95
CHARLES BAUDELAIRE Der Maler des modernen Lebens: Der Dandy (1863)	101
STÉPHANE MALLARMÉ Die neueste Mode: Mode (1874)	107
FRIEDRICH NIETZSCHE Menschliches, Allzumenschliches: Fragment 215 (1878)	115
ÉMILE ZOLA Paradies der Damen (1884)	121
ADOLF LOOS Die Herrenmode (1898) und Damenmode (1898) ...	127
THORSTEIN VEBLÉN Theorie der feinen Leute: Die Kleidung als Ausdruck des Geldes (1899)	139
GEORG SIMMEL Die Mode (1905)	157

EDUARD FUCHS Die Frau in der Karikatur: Ich bin der Herr dein Gott! (1906)	187
WERNER SOMBART Liebe, Luxus und Kapitalismus: Die Entfaltung des Luxus: Der Sieg des Weibchens (1913)	200
GUILLAUME APOLLINAIRE Der gemordete Dichter: Mode (1916)	215
MARCEL PROUST Auf der Suche nach der verlorenen Zeit: Die Gefangene (1923, posthum).....	221
EDMOND GOBLOT Klasse und Differenz: Die Mode (1925)	228
SIGMUND FREUD Fetischismus (1927)	245
JOHN CARL FLÜGEL Die Psychologie der Kleidung (1930)	253
HELEN HESSEL Sommerliche Abendkleider (1936)	265
WALTER BENJAMIN Das Passagen-Werk: Konvolut B [MODE] (ca. 1927 - 1940)	268
SIMONE DE BEAUVOIR Das andere Geschlecht: Gesellschaft (1949)	279
RENÉ KÖNIG Menschheit auf dem Laufsteg: Mode und Massenkonsum (1958)	284
ROLAND BARTHES Das Match Chanel-Courrèges (1967)	291
FRIEDRICH KITTLER Mode/Ausziehbarkeit (ca. 1967 - 1972)	297
PIERRE BOURDIEU UND YVETTE DELSAUT Die neuen Kleider der Bourgeoisie (1975)	302
ELIZABETH WILSON In Träume gehüllt: Geschlecht und Identität (1985)	317
KAJA SILVERMAN Mode und Blick: Fragmente eines modischen Diskurses (1986)	335
BARBARA VINKEN Mode nach der Mode: Martin Margiela. Zeichen der Zeit (1993)	353
ANNE HOLLANDER Anzug und Eros: Sex und moderne Form (1994)	365

VALERIE STEELE Fetisch. Mode, Sex und Macht: Mode, Fetisch, Phantasie (1996)	375
ULF POSCHARDT Mode und Militär (1998)	387
CAROLINE EVANS Fashion at the Edge: Vier Phantasmagorien (2003)	395
ANDREAS KRASS Metrosexualität oder: wie schwul ist der moderne Mann? (2008)	413
KATHARINA SYKORA The Queen stripped bare. Luise von Preußen oder Wenn Mode Politik macht (2010)	439
THOMAS OLÁH Kunst und Krieg, Mode und Armee: Camouflage! (2011)	453
HANNE LORECK La Sape: Eine Fallstudie zu Mode und Sichtbarkeit im postkolonialen Kontext (2011)	464
THOMAS MEINECKE Lookalikes (2011)	483
MICHAEL MÜLLER Apartheid der Mode (2012)	487
NORA WEINELT Minimale Männlichkeit: »Boys Don't Cry«. Über Kitsch und Körper bei Hedi Slimane (2016)	507
PHILIPP EKARDT Eleganz und Material. Über einige modetheoretische Gegensätze bei Helen Grund und Walter Benjamin (2016)	520
LITERATURANGABEN	537
DANKSAGUNG	544
AUTORENBIOGRAPHIEN	545
DIE HERAUSGEBERIN UND VERFASSERIN	
DER EINLEITUNGEN ZU DEN TEXTEN	551
DIE KÜNSTLERIN	551

BLÜTENLESE

»... eigentlich ist Mode ja Rechnen.

Und zwar mit allem. Mit allem muss man rechnen.«

Das Licht im Kasten (Straße? Stadt? Nicht mit mir!) (2016)

von Elfriede Jelinek

Die vorliegende Anthologie versammelt das Einflussreichste, Eigenwilligste, Schönste, Schrägste und manchmal auch Ätzendste, was über die Mode in den letzten dreihundert Jahren geschrieben wurde – wilde, gewagte, gestrenge, prächtige und auch manche giftige Blüten. Ein paar übersehene Mauerblümchen und ein paar unverhoffte Funde bei den Klassikern sind darunter. Eigentlich haben alle irgendwann einmal über Mode nachgedacht. Und geschrieben. Es ist deshalb unvermeidlich, dass eine Auswahl etwas Unvollkommenes, Ungerechtes an sich behält. Sicher habe ich das eine oder andere übersehen, sicher nicht allem das verdiente Gewicht gegeben und vielleicht manches überschätzt.

Trotzdem hoffe ich, dass die Lektüre die Mode in ein anderes als das gewohnte Licht rückt und anders über sie zu denken gibt. Die Textauswahl hat nicht nur die Texte aufgenommen, die die Mode als weibisch verurteilten, sie in Bausch und Bogen verdammt, eine endlich moderne Ästhetik auch für die Damenmode forderten – kurz, Modedämmerung für eine endlich aufgeklärte Welt prophezeiten. Diese sehr maskulinistische Stimme, selbst wenn sie von Frauen geschrieben wurde, bildet den *basso continuo* der Modetheorie.

Diese Anthologie hingegen zeichnet vor allen Dingen den Weg von Denkrichtungen nach, die der Mode gerecht werden wollten: von der Moral und der Ökonomie über die Soziologie und Psychologie bis zu einer psychoanalytisch sensibilisierten Ästhetik. Der Mode als dem Terrain par

excellence, auf dem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zwischen den *Anciens et Modernes* vor allen Dingen in Frankreich eine neue Poetik und eine neue Ästhetik entwickelt wird, habe ich dabei besondere Aufmerksamkeit geschenkt.

Eines jedenfalls ist klar: Mode ist bis heute nicht konsensuell. So sehr auf der Hand liegt, dass es sie gibt und dass es kein Entkommen vor ihr gibt, so deutlich gilt ihr Dasein vielen als verdammenswert, manchen als vernachlässigenswert, längst nicht allen als berechtigt und einigen als das Feld schlechthin, auf dem die Ästhetik der Moderne und der Postmoderne erblüht und Gesellschaften sich kritisch ins Bild setzen, aus dem Bild fallen.

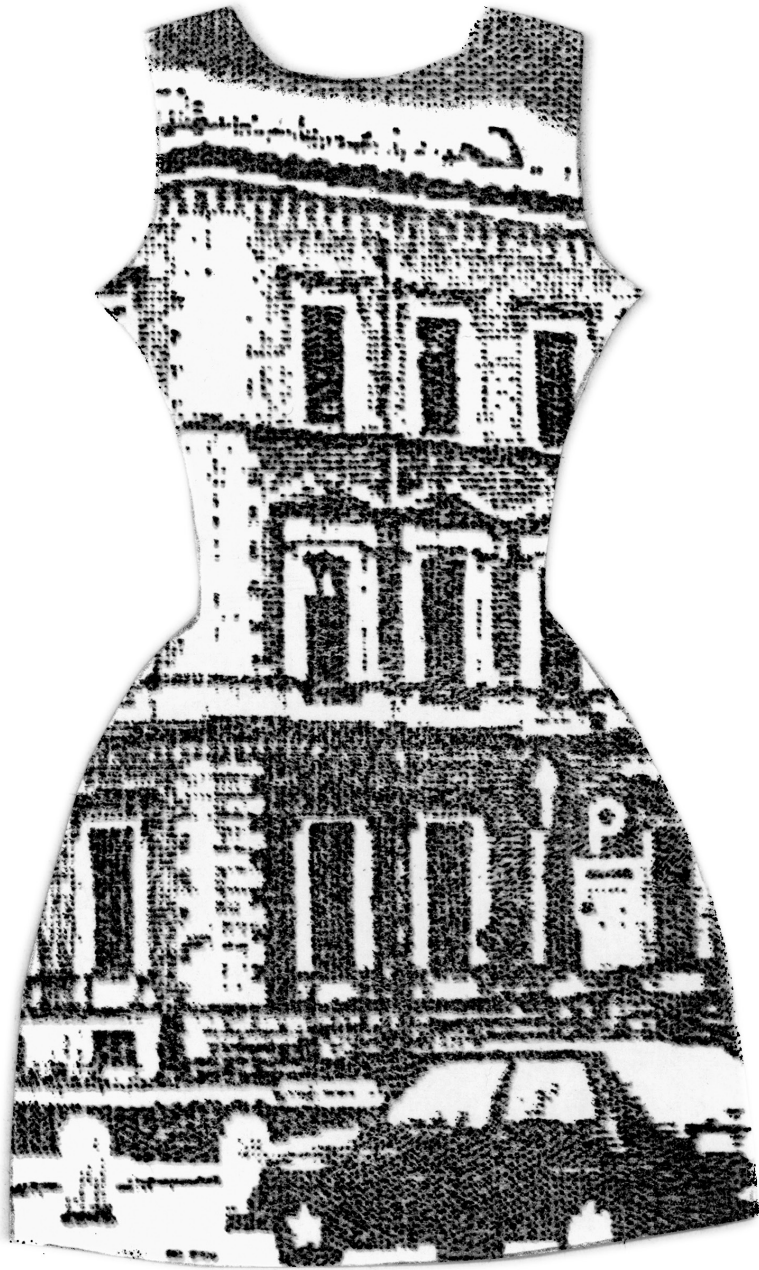
Für die einen ist die Mode Indiz der ewig gleichen menschlichen Eitelkeit, Gefallsucht und Statussucht. Vielen ist sie nach wie vor Zeichen einer ebenso tyrannischen wie barbarischen Klassen- und Geschlechterhierarchie. Sie gilt ihnen als Symptom dafür, dass die modernen Gesellschaften von ihrem Ideal der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit weit entfernt sind.

An der Mode, das scheint offenbar, lässt sich die Ungleichheit aller und die Verdinglichung und Selbstentfremdung des weiblichen Geschlechtes im Besonderen immer neu ablesen. So gilt sie vor allem als der Produktionszweig, in dem Menschen und Natur auf einem Markt ausgebeutet werden, der es wie kein anderer versteht, Illusionen zu verkaufen.

Für die anderen ist die Mode ein kostbares Kulturgut, der reflexive Ort, an dem unsere Gesellschaften Rassen-, Klassen- und geschlechtliche Identitäten verhandeln. Ist sie dabei einmal in immanenter Eleganz das sicherste Mittel, den Tod im Leben verhüllend aufzuheben, so ist sie dann auch ein wahrhaftiges Medium der Erkenntnis, das die Zeichen der Vergänglichkeit nackt, fast obszön an den Tag bringt.

Erkennen die einen also eher eine Befestigung der Geschlechter- und Klassenhierarchie, so begrüßen die anderen deren Offenlegung und Verrückbarkeit. Indem diese Hierarchien nicht mehr die natürlichste Sache der Welt sind, sondern als eine mit sehr viel Kunstfertigkeit hervorgebrachte Ordnung erscheinen, wird diese Ordnung lesbar und damit veränderbar.

Am Ende ist die Mode ein Theater der Obsessionen, in dem Bedrohungen, Ängste und deren Abwehr, Verlockungen, aber auch individuelle und kollektive Traumata zur Anschauung kommen. Sie ist sicher nicht immer schön und elegant. Formvollendeter Esprit und leichthändiger Witz sind ihr aber, sieht man nur hin, kaum abzusprechen. Das sollten auch die hier zum Strauß gebundenen Blumen der Mode eine nach der anderen beweisen.



BERNARD MANDEVILLE

1714



Mandevilles Kommentar zu seiner *Bienenfabel* ist einer der erstaunlichsten Texte zu Luxus und Mode; seine Betrachtungen sind in immer neuen Varianten zum Grundstock einer Soziologie der Mode geworden. Mandeville argumentiert in der Linie der großen französischen Moralisten. Eigeninteresse und Selbstliebe, die zu Stolz und Eitelkeit führen, sind lasterhafte Antriebsfeder eines jeden Menschen. Fast jeder verkennt diese Antriebsfeder und ist sich und seinem Verhalten gegenüber blind; aber – und hier weicht Mandeville von den Moralisten wie La Bruyère oder La Rochefoucauld ab – das ist gut so. Denn Stolz und Eitelkeit verdanken wir das Blühen der Volkswirtschaft. So manchem mag schummerig werden, wenn frivole, gaukelhafte Täuschung, der blendende Schein, ja, das Vergänglichste, Wankelmütigste schlechthin, die *vanitas* nämlich, zur Grundlage einer soliden Wirtschaft, zum Fundament des Reichtums einer Nation werden soll: Schall und Rauch.

Eigeninteresse und Selbstliebe als Nährboden aller anderen Laster sind Sünden – aber sie sind der Nation nützliche, ja notwendige Laster. Anders

als Voltaire, der wenig später den Luxus für eine wunderbare Sache halten sollte, weil er nicht nur die Volkswirtschaft befördert, sondern den Menschen vervollkommnet und ins verlorene Paradies zurückversetzt, hält Mandeville an der blinden, verblendeten Sündhaftigkeit als Grund des Luxus fest. Alle anderen, üblicherweise vorgebrachten Argumente für gutes Anziehen, wie etwa Respekt vor dem Berufsstand oder Höflichkeit dem anderen gegenüber, hält er für bloße Ausreden, die den wahren Beweggrund eskamotieren.

Aber an Eigeninteresse und Selbstliebe soll man um Himmels willen nicht rühren. Denn was für den Einzelnen unter moralischen Gesichtspunkten verheerend, ist für die Wirtschaft unter ökonomischen Gesichtspunkten nötig. Aus Lastern erwächst Wohlstand, Stärke und Wehrhaftigkeit einer Nation. Stolz und Eitelkeit führen zu einer großen Nachfrage, die Arbeitslosigkeit verhindert. Nicht Sparsamkeit, sondern Verschwendung, die später bei dem Ökonomen Keynes deutlich freundlicher »effective demand« heißen sollte, ist für eine Volkswirtschaft nötig. Verschwenderische Verausgabung führt nach Mandeville nicht zu weibischer Dekadenz, wie Montesquieu und später Rousseau argumentieren, sondern zu ökonomischer Vitalität und Wehrhaftigkeit des Staates.

Unter Stolz versteht Mandeville blinde Selbstüberschätzung; die Moden sind das Medium, in dem diese Selbstüberschätzung sich austobt. Hier kann man sich, mit Freud zu sprechen, ganz als Held seiner Tagträume investieren. Mandeville lebte in einem Jahrhundert, in dem die Moden die Stände eher als die Geschlechter trennten. Kleider machen Leute. Da die Welt in ihrer Einschätzung des Gegenübers nach dem Äußeren geht, kann man hier mit relativ wenig Mitteln mehr scheinen, als man ist, und so im »Modewahn« Stolz und Eitelkeit befriedigen. Lächerliche Selbstüberschätzung, groteske Wichtigtuerei, stolze Gockelei dienen so dem Wohle des großen Ganzen – ja, sie sind ökonomisch unabdingbar. Würden sich alle Leute eines Besseren besinnen und sich bekehren, würde die Wirtschaft schlicht zusammenbrechen.

Mandevilles Analyse der Mode nimmt viele Momente späterer Modeanalysen vorweg: *conspicuous consumption*, *vicarious display*, *trickle down* – all das ist bereits bei Mandeville angelegt.

1. Die unteren Stände ziehen sich an, als ob sie zu einem höheren Stand gehören würden. Mode hat deshalb etwas mit Verkleidung, mit Travestie zu tun. Das eitle Begehren, mehr zu scheinen, als man ist, ist stärker als alle wirklichen, kreatürlichen Bedürfnisse wie etwa der Hunger: Man spart sich die Kleider vom Munde ab.

2. Neue Moden kommen auf, wenn die unteren Stände die Mode des oberen Standes nachgeahmt haben. Letzten Endes führt das Begehren der Distinktion zu einer unglaublichen Verschwendung; es geht immer noch anders und raffinierter – und der Markt boomt. Aber nicht nur der Markt, auch das Ingenium, das Genie, etwas nie Dagewesenes zu erfinden, die Kreativität wird durch diesen Schrei nach dem Neuen ungeheuer befördert.

3. Die Männer ziehen hier schon ihre Frauen als ihre Statussymbole an.

Aber anders als die meisten seiner Nachfahren will Mandeville an dem von ihm analysierten Stand der Dinge nichts ändern, ja, er warnt sogar eindringlich vor allen Reformversuchen. Über diesem Traktat steht trotz der messerscharf seziierten Missstände nicht: *reform*. Alles soll so bleiben, wie es ist, und ist aufs Beste eingerichtet. Denn: private Laster sind öffentliche Tugenden.

AUS: DIE BIENENFABEL

Stolz oder Selbstgefühl ist jene Naturanlage, vermöge deren sich jeder Sterbliche einbildet, besser und mehr wert zu sein, als ein unparteiischer Beurteiler, der mit allen seinen Eigenschaften und Lebensumständen gründlich bekannt wäre, ihm würde zugestehen können. Wir besitzen keine andere für die Gesellschaft so ersprißliche und für ihr Gedeihen und Blühen so notwendige Eigenschaft wie diese, und doch wird gerade *sie* am allgemeinsten verabscheut. Sehr bemerkenswert an dieser unserer Anlage ist, daß diejenigen, denen sie am meisten zukommt, am wenigsten bereitwillig sind, sie bei anderen zu ertragen, während die Häßlichkeit anderer Fehler gerade von denen am eifrigsten gezeugnet wird, die sich selbst ihrer schuldig machen. Der Keusche haßt alles Unzüchtige, und die Trunksucht verdammt keiner so sehr wie der Mäßige; aber

niemand ist über seines Nächsten Stolz so empört wie der Allerstolzeste, und wenn irgend jemand ihm verzeihen kann, so ist dies der Bescheidene. Woraus wir, denke ich, folgern dürfen, daß das Schelten aller über den Stolz ein sicheres Zeichen dafür ist, daß alle an ihm laborieren. Dies wird auch von jedem verständigen Menschen gern zugegeben, und keiner bestreitet, daß er Stolz im allgemeinen besitzt. Handelt es sich aber um spezielle Fälle, so wird man nur wenige finden, die eingestehen werden, daß irgendeine ihrer Handlungen, die man etwa nennt, aus diesem Prinzip entsprungen sei. Ebenso gibt es viele, die einräumen, daß in den Ländern, wo die Sünde herrscht, Stolz und Hoffart die großen Beförderer des Gewerbes sind, die aber nicht die Notwendigkeit anerkennen mögen, daß in einem sittenreineren, von Demut erfüllten Zeitalter ein beträchtlicher Niedergang allen Gewerbes eintreten müßte.

Der Allmächtige, sagen sie, hat uns mit der Herrschaft über alle Dinge, so Land und Meer hervorbringen oder enthalten, ausgestattet; in keinem dieser Dinge findet sich etwas, das nicht zum Nutzen des Menschen gemacht wäre, und sein überragender Scharfsinn und Fleiß wurde ihm gegeben, um das übrige Getier, und was sonst im Bereich seiner Sinne ist, sich dienstbar zu machen. Auf diese Überlegung hin halten sie es für gottlos, sich vorzustellen, daß Bescheidenheit, Mäßigkeit und andere sittliche Vorzüge die Menschen vom Genuß jener Lebensfreuden ausschließen sollten, die den verworfensten Völkern nicht vorenthalten sind, und so schließen sie denn, daß auch ohne Stolz und Luxus dasselbe verzehrt, getragen und verbraucht, die gleiche Zahl von Arbeitern und Handwerkern beschäftigt werden und eine Nation in jeder Weise ebenso gedeihen könne wie dort, wo jene Laster am verbreitetsten sind.

Was speziell das Tragen von Kleidung anbelangt, so werden sie sich dahin aussprechen, daß der Hochmut, der uns näher ist als unsere Kleider, bloß im Herzen wohne und daß oft Lumpen eine größere Portion davon einhüllen als das prächtigste Gewand. Wie es zweifellos stets tugendhafte Fürsten gegeben habe, die demütigen Sinnes ihre strahlenden Diademe getragen und ihre vielbenedigten Zepter geschwungen haben, so sei es auch höchst wahrscheinlich, daß Gold und Silberbrokat und die reichsten Stickereien ohne eine Spur von Stolz von vielen getragen werden, zu deren Rang und Vermögen sie passen. Kann nicht, sagen sie, ein guter Mensch, wenn er ein sehr hohes Einkommen hat, jedes Jahr einen größeren Aufwand in Kleidern machen, als er abzutragen vermag, und nichts anderes dabei bezwecken als dies, den Armen Arbeit zu geben, das Gewerbe zu unterstützen und durch Beschäftigung vieler das Wohl des Ganzen zu fördern? Da außerdem Nahrung und Kleidung unentbehrlich und diejenigen Artikel sind, woran sich hauptsächlich unsere irdischen Sorgen knüpfen, warum sollen da nicht alle Menschen, ohne auch nur eine Idee von hoffärtigem Wesen, einen beträchtlichen Teil ihrer Einnahmen für den einen wie den anderen beiseitelegen? Ja, ist nicht sogar jedes Mitglied der Gesell-

schaft gewissermaßen dazu verpflichtet, nach Vermögen zur Erhaltung des Gewerbezweiges beizutragen, der ihr als Ganzem in so hohem Maße von Nutzen ist? Überdies: anständig aufzutreten ist eine Höflichkeit und oft eine Pflicht, die wir ohne Rücksicht auf uns selbst unserer Umgebung schulden.

Dies sind die Einwände, deren sich hochmütige Moralisten in der Regel bedienen, Leute, die es nicht vertragen können, wenn die Würde ihres Geschlechts kritisiert wird. Falls wir aber einmal genauer zusehen, werden wir ihnen bald gebührend antworten können.

Wären die Menschen nicht allgemein mit sittlichen Fehlern behaftet, so verstehe ich nicht, warum irgend jemand mehr Kleider besitzen sollte, als er nötig hat, läge ihm auch noch soviel daran, das Wohl des Volkes zu fördern. Denn hätte er beim Tragen feinen Seidenstoffes an Stelle einfachen Zeuges, bei der Wahl eines schönen, aparten Tuches statt eines groben weiter nichts im Auge als die Beschäftigung von mehr Leuten und damit das Allgemeinwohl, so würde er sich doch zur Kleidung überhaupt nicht anders stellen können als Patrioten zu den Steuern: sie bezahlen sie bereitwillig, aber keiner gibt mehr, als er muß, besonders wenn alle ihrem Vermögen gemäß eingeschätzt sind, wie es ja in einem recht tugendhaften Zeitalter nicht anders zu erwarten wäre. Außerdem würde sich in einer solchen goldnen Zeit niemand über seine Verhältnisse anziehen, niemand würde seiner Familie etwas abzwacken, seinen Nächsten betrügen oder übervorteilen, nur um sich schöne Sachen zu kaufen, und infolgedessen würde also nicht mehr halb soviel konsumiert, noch auch der dritte Teil der Leute wie jetzt beschäftigt werden. Um dies aber deutlicher zu machen und zu beweisen, daß für das Bestehen des Gewerbes nichts dem Stolz und der Eitelkeit an Bedeutung gleichkommt, will ich mal untersuchen, worauf es den Menschen bei ihrer äußeren Erscheinung eigentlich ankommt, und feststellen, was uns die tägliche Erfahrung in betreff der Kleidung lehrt.

Kleider wurden überhaupt ursprünglich in zwiefacher Absicht verfertigt: um unsere Nacktheit zu decken, und um unsern Leib gegen das Wetter und andere äußere Unbilden zu schützen. Hierzu hat nun unsere grenzenlose Eitelkeit eine dritte gefügt, nämlich den Schmuck; denn was sonst als ein Übermaß dummen Stolzes hätte unsere Vernunft so weit bringen können, daß wir das für schmückend halten, was uns – anders wie bei allen übrigen Tieren, die die Natur selbst ausreichend bekleidet – dauernd an unsere Schwäche und Armut erinnern müßte! Es ist in der Tat zu verwundern, daß ein so hochentwickeltes Geschöpf wie der Mensch, der so viele edle Eigenschaften für sich in Anspruch nimmt, sich so weit erniedrigt und auf das etwas zugutetut, was er einem so unschuldigen und wehrlosen Tiere wie dem Schafe geraubt hat oder was er dem allerunansehnlichsten Dinge auf Erden, einem sterbenden Wurme, verdankt. Indem er aber auf sein bißchen Beute noch stolz ist, besitzt er die Torheit, über die Hottentotten am äußersten Vorsprung Afrikas zu lachen, die

sich mit den Eingeweiden ihrer toten Feinde schmücken, ohne zu bedenken, daß es die Ehrenzeichen ihrer Tapferkeit sind, womit jene Barbaren sich putzen, die wahren *spolia opima*,¹ und daß ihr Stolz, obgleich roher als der unsrige, gewiß weniger lächerlich ist, weil ihre Beute von einem edleren Tiere stammt.

Welche Betrachtungen man aber auch in dieser Angelegenheit anstellen möge, – die Welt hat längst hierüber entschieden. Ein gefälliges Äußeres ist die Hauptsache, Kleider machen Leute, und wenn man einen Menschen nicht kennt, ehrt man ihn gewöhnlich gemäß seiner Kleidung und sonstiger Dinge, die er bei sich führt: nach deren Eleganz beurteilt man seine Geldverhältnisse, aus der Art, wie er sie trägt, schließt man auf seinen Verstand. Dieser Umstand veranlaßt jeden, der sich seines geringen Wertes bewußt ist, sich wenn irgend möglich besser zu kleiden, als seinem Stande entspricht, besonders in großen, volkreichen Städten, wo ganz obskure Leute in der Stunde mit ein paar Dutzend Fremden auf einen Bekannten zusammentreffen und daher das Vergnügen haben, von einer überwiegenden Majorität nicht für das, was sie sind, sondern als was sie erscheinen möchten, gehalten zu werden, – und das ist eine stärkere Versuchung zur Eitelkeit, als für die meisten notwendig ist.

Jeder, der gern Szenen aus dem Volksleben beobachtet, kann zu Ostern, Pfingsten und an anderen hohen Festtagen Hunderte von Leuten, besonders Frauen, aus fast den niedersten Schichten sehen, die gut und modern gekleidet gehen. Läßt man sich mit ihnen in ein Gespräch ein und behandelt sie dabei mit mehr Höflichkeit und Respekt, als sie nach eigenem Wissen verdienen, so schämen sie sich gewöhnlich einzugestehen, was sie eigentlich sind, und oft kann man, falls man sie etwas ausfragt, finden, daß sie ängstlich besorgt sind, ihre tägliche Beschäftigung sowie die Gegend, wo sie wohnen, zu verheimlichen. Die Ursache hiervon ist klar: indem sie sich jene Artigkeiten anhören, die ihnen für gewöhnlich nicht gesagt werden und die sich ihrer Ansicht nach nur für Höherstehende geziemen, haben sie die Genugtuung, sich vorzustellen, daß sie als das erscheinen, was sie zu sein wünschen. Schwachen Gemütern aber verschafft dies ein ebenso wesentliches Lustgefühl, als wenn ihnen jener Wunsch wirklich in Erfüllung ginge. Aus diesem beglückenden Traume lassen sie sich nicht gern aufwecken, und da sie wissen, daß ihre untergeordnete Stellung, falls man sie erführe, sie in unserer Achtung sehr erniedrigen müßte, so hüllen sie sich noch fester in ihre Verkleidung und verwenden alle erdenkliche Vorsicht, um nicht durch eine unnötige Entdeckung das Ansehen zu verlieren, das sie sich durch ihre feine Kleidung erworben zu haben glauben.

Jeder gibt zwar zu, daß wir in betreff der Kleidung und Lebensweise unserer Stellung gemäß auftreten und dem Beispiel der Verständigsten unter den

¹ Eine prächtige, dem Feinde abgerungene Beute oder Ehrenrüstung.

uns an Rang und Einkommen Gleichstehenden folgen sollten. Wie wenige jedoch, die nicht entweder erbärmlich geizig sind, oder als etwas ganz Besonderes gelten möchten, haben sich eines solchen Verhaltens zu rühmen! Wir alle überschätzen uns und streben, es denen so schnell wie möglich nachzumachen, die in irgendeiner Weise höher stehen als wir.

Die ärmste Arbeiterfrau vom ganzen Viertel, der es nicht paßt, einen warmen wollenen Kittel zu tragen, wie sie doch könnte, wird hungern und ihren Mann hungern lassen, um sich einen abgelegten Rock und Mantel, der ihr nicht halb so viel nützen kann, zu kaufen, denn – bei Gott! – es sieht doch feiner aus. Der Weber, Schuhmacher, Schneider und Barbier, überhaupt jeder niedere Handwerker, der sich knapp etablieren kann, ist dreist genug, um sich mit dem ersten Gelde, das er kriegt, wie ein vermögender Professionist zu kleiden; und der gewöhnliche Kleinhändler wieder nimmt sich für die Garderobe seiner Frau seinen Nachbar zum Muster, der mit derselben Ware im großen handelt, wobei er als Grund angibt, daß jener vor zwölf Jahren auch keinen größeren Laden als er selber hatte. Der Drogist, der Schnitt- und Tuchwarenhändler und andere angesehene Geschäftsinhaber können ihrerseits zwischen sich und den Kaufherren keinen Unterschied mehr entdecken, so daß sie wie diese sich anziehen und auftreten. Die Gattin des Kaufherren, die die Anmaßung derer aus dem Handwerksstande nicht ertragen kann, flüchtet daraufhin in das entgegengesetzte Stadtviertel und verschmätzt es, einer anderen Mode als der dort herrschenden zu folgen. Diese hochmütige Art alarmiert nun den Hof. Die Damen vom Stande erschrecken darob, die Kaufmannsfrauen und -töchter ebenso angezogen zu sehen wie sie selbst: die Dreistigkeit der Städter, schreien sie, ist unausstehlich. Damenschneider werden herzugeholt, die sich mit allem Eifer der Erfindung neuer Moden widmen müssen, damit sie jederzeit etwas noch nicht Dagewesenes haben, sobald die frechen Spießbürger wieder anfangen, es jenen nachzutun. Der gleiche Wetteifer verbreitet sich über alle sozialen Schichten in unglaublichem Maße, bis zuletzt den hohen Fürstlichkeiten samt allen Hofschranzen, um die unter ihnen zu übertrumpfen, weiter nichts übrigbleibt, als massenhaftes Geld auf kostbare Gewänder, prächtige Möbel, herrliche Gartenanlagen und fürstlich ausgestattete Paläste auszugeben.

Aus diesem Wettstreit und dauernden Streben, sich gegenseitig auszustechen, folgt auch, daß nach all dem Hin und Her und stetigen Wechsel der Moden, wo neue aufgebracht und alte wieder erneut werden, doch für den Findigen stets ein plus ultra übrigbleibt. Und dies oder wenigstens die Folge davon ist es, was den Armen zu tun gibt, den Gewerbefleiß anspornt und den geschickten Handwerker dazu ermutigt, auf weitere Verbesserungen zu sinnen.

Man könnte einwenden, daß viele der Gebildeten, denen es selbstverständlich ist, sich geschmackvoll anzuziehen, aus reiner Gewohnheit und ohne alle

Prätensionen elegant gekleidet gehen, und daß der Vorteil, den das Gewerbe aus ihnen zieht, nicht ihrem Dünkel oder einem Wettstreit unter ihnen zuzuschreiben sei. Darauf antworte ich, daß unmöglicherweise diejenigen, die sich so wenig über ihren Anzug den Kopf zerbrechen, jemals hätten elegante Kleider tragen können, wären nicht Stoffe sowohl wie Schnitte zuerst erfunden worden, um der Eitelkeit anderer zu genügen, die an vornehmer Tracht mehr Gefallen fanden als jene. Abgesehen davon, daß nicht jeder ohne Eitelkeit ist, der es zu sein scheint, sind auch nicht alle Symptome dieses Fehlers leicht herauszufinden; sie sind sehr zahlreich und wechseln mit dem Alter, Naturell, Vermögen und oft auch der körperlichen Konstitution der Menschen.

Der choleriche Stadthauptmann, der es nicht abwarten kann, daß er in Aktion trete, drückt seine Wehrhaftigkeit durch kraftvolle Schritte aus und läßt aus Mangel an Feinden seine Picke vor seines Armes Gewalt erzittern. Sein martialischer Aufputz erfüllt ihn, wie er so daherschreitet, mit unsäglich geistiger Überlegenheit, in der er nun seinen Laden wie sich selbst ganz vergißt und mit dem Feuer eines sarazenischen Eroberers zu den Balkonen emporblickt. Der phlegmatische Ratsherr dagegen, den sein Alter und Ansehen bereits ehrwürdig machten, begnügt sich damit, für einen einflußreichen Mann gehalten zu werden; da er keinen einfacheren Weg weiß, um seine Eitelkeit zu zeigen, so schaut er, in seinem Wagen sitzend, recht würdig drein, wobei er, an seiner Amtstracht kenntlich, in düsterer Pose die Huldigung entgegennimmt, die ihm die Leute niederen Standes zollen.

Der bartlose Fähnrich markiert eine Gewichtigkeit, als wäre er noch einmal so alt, und strebt mit lächerlichem Selbstgefühl, die finstere Miene seines Obersten nachzuahmen, indem er sich dabei fortwährend schmeichelt, daß man aus seinem kühnen Gebaren auf seine Unerschrockenheit schließe. Das junge Mädchen, in schrecklicher Sorge, daß man sie übersehe, verrät durch die unermüdliche Veränderung ihrer Haltung den lebhaften Wunsch, beobachtet zu werden; sie hascht gewissermaßen nach jedermanns Augen und bewirbt sich mit gewinnenden Blicken um die Bewunderung der Zuschauer. Der eingebildete Geck dahingegen steckt eine möglichst süffisante Miene auf; mit der Betrachtung der ihm eigenen Vortrefflichkeit hat er vollauf zu tun, und an öffentlichen Orten zeigt er eine solche Nichtbeachtung anderer, daß der Uneingeweihte denken muß, er glaube allein zu sein.

Dies und dieser Art sind all die verschiedenen, deutlich sichtbaren Anzeichen von Stolz, die jedermann kennt; ob jedoch ein Mensch eitel ist, läßt sich nicht immer so leicht entdecken. Zeigt jemand ein recht humanes Wesen und scheint nicht weiter auf sich eingebildet, noch auch um andere gänzlich unbekümmert zu sein, so sind wir geneigt, ihn für bescheiden zu halten, während er vielleicht bloß müde ist, seiner Eitelkeit zu frönen, und des Genusses überdrüssig wurde. Jenes Zur-Schau-Tragen innerer Zufriedenheit, jener lässige Aus-

druck sorglosen Gleichmuts, womit man große Männer oft in ihrer einfachen Kutsche hingelehnt sieht, sind nicht immer so frei von Kunst, wie es den Anschein hat: »Nichts beglückt den Stolzen mehr, als für glücklich gehalten zu werden.«

Einen feingebildeten Herrn erfüllt es mit dem größten Stolze, wenn er seinen Stolz geschickt verdecken kann, und manche sind im Verbergen dieser Schwäche so bewandert, daß, gerade wenn sie ihr am meisten nachgeben, der große Haufen denkt, sie besäßen sie gar nicht. So nimmt der heuchlerische Höfling, wenn er sich der Öffentlichkeit zeigt, immer ein gewisses Air von Bescheidenheit und Jovialität an, und während er beinahe vor Eitelkeit platzt, scheint er sich tatsächlich seiner Größe gar nicht bewußt zu sein. Dabei weiß er sehr wohl, daß er durch jene trefflichen Eigenschaften in der Achtung der anderen steigen muß und so seiner Größe noch etwas zufügt, die freilich schon ohne seine Beihilfe durch die Krönchen an seinem Wagen und Pferdegeschirr wie durch seine übrige Equipierung klar genug ausgedrückt wird.

Wie nun bei solchen die Eitelkeit übersehen, weil sorgsam verborgen wird, so wird sie bei andern überhaupt in Abrede gestellt, obgleich sie sie in deutlichster Weise zeigen oder wenigstens zu zeigen scheinen. Der wohlhabende Pfarrer, dem, gleich den übrigen seines Berufes, Putz, wie ihn Laien tragen, versagt ist, sieht sich mit Eifer nach dem feinsten und besten schwarzen Tuche um, das für Geld zu haben ist, und zeichnet sich durch die Gediegenheit seiner vornehmen, sauberen Kleidung aus. Seine Perücke ist so modern, wie die ihm zukommende Form es gestattet; da ihm aber nur diese vorgeschrieben ist, so bemüht er sich, daß hinsichtlich Haar und Farbe wenige aus den höchsten Kreisen imstande sein sollen, es mit ihm aufzunehmen. Wie sein Anzug ist auch er selbst immer peinlich sauber, sein Gesicht ist stets glatt rasiert, seine schöngeformten Nägel sind sorgfältig gepflegt, seine weiche, weiße Hand und ein Brillant vom reinsten Wasser daran, die prächtig zusammen passen, gereichen einander zu erhöhter Zierde. Das Leinenzeug, das er trägt, ist von wunderbarer Zartheit, und er verschmäh't es, jemals mit einem schlechteren Hute auszugehen, als ein reicher Bankier an seinem Hochzeitstage mit Stolz tragen würde. Mit allen diesen Feinheiten in der Kleidung verbindet er einen majestätischen Gang und zeigt in seinem ganzen Auftreten etwas Befehlend-Hoheitsvolles. Trotz so vieler gleichzeitiger deutlicher Symptome verbietet uns jedoch die allgemeine Höflichkeit, in irgend etwas von seinem Verhalten ein Resultat des Stolzes zu vermuten. In Anbetracht der Würde seines Berufes gilt bei ihm lediglich als schicklich, was bei andern Eitelkeit beweisen würde, und aus Hochachtung vor seinem Stande sollen wir glauben, daß der verdienstvolle Herr sich ohne jede Rücksicht auf seine ehrwürdige Person all diese Mühen und Ausgaben macht, bloß um dem geistlichen Range, dem er angehört, den schuldigen Respekt zu erweisen, und um mit Gottergebenheit seine heiligen Pflichten vor

der Verachtung der Spötter zu bewahren. Nun – herzlich gern! Nichts von alledem soll Eitelkeit heißen; man erlaube mir nur zu sagen, daß es ihr für menschliche Begriffe sehr ähnlich sieht.

Sollte ich aber schließlich auch zugeben, daß es Menschen gibt, die sich in bezug auf Einrichtung, Möbel und Kleidung jede Eleganz leisten und doch keine Eitelkeit in sich haben, so ist doch gewiß, daß, falls alle so wären, jener vorerwähnte Wetteifer aufhören und folglich das Gewerbe, das so sehr auf ihn angewiesen ist, in jeder Branche leiden müßte. Denn sagt man: wenn alle Menschen wirklich tugendhaft wären, so könnten sie doch ohne irgendwelches Eigeninteresse und im Streben, ihren Nächsten zu helfen und das Allgemeinwohl zu fördern, ebensoviel konsumieren, wie sie jetzt aus Selbstliebe und Ehrgeiz tun, – so ist das eine erbärmliche Ausrede und ganz widersinnige Annahme. Da es zu allen Zeiten ehrenhafte Leute gegeben hat, so fehlen sie uns auch ohne Zweifel in der gegenwärtigen nicht völlig. Aber forschen wir doch mal bei den Perückenmachern und Schneidern nach, bei welchen Herren, selbst aus dem höchsten Stande und von bedeutendem Vermögen, sie jemals so uneigennützig Ansichten entdecken konnten. Fragt nur die Spitzenhändler, die Seiden- und Leinenwarenverkäufer, ob nicht die reichsten und meinetwegen auch anständigsten Damen, falls sie gleich bar oder in annehmbarer Zeit bezahlen, ob sie da nicht von Laden zu Laden wandern, um die Preise zu erkunden, und nicht ebensoviel Worte machen und ebensolange mit ihnen handeln, um nur drei oder fünf Groschen an der Elle zu ersparen, wie das ärmste Mädchel in der ganzen Stadt. Wollte man behaupten, wenn es uneigennützig Leute gerade heute nicht gibt, so könnte es doch morgen welche geben, dann antworte ich: es ist ebenso möglich, daß Katzen, anstatt Ratten und Mäuse zu töten, sie fütterten und im Hause herumgingen, um ihre Jungen zu nähren und zu pflegen, oder daß ein Habicht, gleich dem Hahn, die Hennen zu ihrem Futter rief oder ihre Kücklein beschützte, anstatt sie zu verschlingen. Machten sie es aber alle so, dann würden sie eben nicht mehr Katzen und Habichte sein; es verträgt sich nicht mit ihrer Natur, und die Tiergattung, die wir meinen, wenn wir von Katzen und Habichten sprechen, würde ausgestorben sein, sobald es einmal hierzu käme.



BERNARD MANDEVILLE (1714):

DIE BIENENFABEL ODER PRIVATE LASTER, ÖFFENTLICHE VORTEILE.

Mit einer Einleitung von Walter Euchner. Zuerst erschienen: München: Langen-Müller, später: Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1998, S. 167–177.

JEAN-JACQUES ROUSSEAU

1761



Rousseau wächst in der calvinistischen Republik Genf auf, um dann in das aristokratisch-postkatholisch geprägte Frankreich zu kommen. Sein Blick auf das von ihm verdamnte Paris ist deshalb so kostbar, weil es der skandalisierte Blick eines Fremden ist. In Paris findet Rousseau das faszinierende Sündenbabel, von dem ihm zu Hause in der keuschen Genfer Republik als Inbegriff aller Korruption gepredigt wurde. Rousseau stilisiert sich und im folgenden Text seinen Helden Saint-Preux, der seiner im Wallis gebliebenen Geliebten Julie aus Paris in Briefen berichtet, als jemanden der – würde man heute sagen – unter Kulturschock steht.

Ohne dass er der Mode jemals eine eigene Abhandlung gewidmet hätte, hat Jean-Jacques Rousseau zentrale Kategorien des modernen Denkens über die Mode entwickelt. Wenige habe das zersetzende Potential der Mode so differenziert und drastisch herausgearbeitet. Rousseau sieht die Mode bereits 1761 nicht mehr als eine Mode der Stände, sondern als eine Mode der Klassen. Mode ist nicht mehr Repräsentation. In der Mode, analysiert Rousseau, geht es nicht um Repräsentation einer in der Ständeord-

nung garantierten kosmischen Ordnung des Seins. Es hat nichts mit Mode zu tun, wenn König und Königin wie Mond und Sonne in gold- und silberdurchwirkten Seiden diamantenstrahlend als Schmuck des Kosmos glänzen. In der Mode geht es um Distinktion. Unterschiede bewegen die Mode: Klassenunterschiede und Geschlechtsunterschiede. Die oberen Klassen wollen sich von den unteren durch ihre Kleidung absetzen. Dies kann bereits in der Gesellschaft des Ancien Régime nicht mehr durch Prunk, die offensichtliche Ausstellung von Reichtum, geschehen. Denn die Schicht, die den Ton angibt und angeben will, ist nicht mehr die Schicht, die das meiste Geld hat. Ginge es um Prunkentfaltung, so würde die reiche Finanzbourgeoisie den ruinierten Adel sofort überflügeln. Also muss der Hof von den luxuriösen, goldbesetzten, schweren Seidenbrokaten absehen und sich etwas anderes einfallen lassen. Nicht das Geld, sondern der Geschmack – oder die Geschmacklosigkeit – macht Mode. An die Stelle des Luxus treten Transvestismus und Travestie. Sie sieht Rousseau als die von der Pariser Gesellschaft bevorzugten Möglichkeiten, Distinktion zu schaffen.

Mode wird somit für Rousseau zum Gegenteil des Seins; sie zersetzt alles natürlich Seiende und allem voran das Allernatürlichste, nämlich Männlichkeit und Weiblichkeit. Wenn adelige Damen sich wie Huren kleiden, bloß um von den schamhafteren Bürgerinnen nicht nachgeahmt zu werden, ist das eine Form von Klassentravestie. Wenn sich die Pariserinnen wie Männer anziehen und ihre Allure männlich ist, die aristokratischen Männer sich hingegen weibisch geben, ja, sich in Eunuchen verwandeln, dann handelt es sich um Travestie. Aber selbst wenn die Pariserinnen sich wie Frauen anziehen, verkleiden sie sich. Weiblichkeit, meint Rousseau, ist für die Pariserinnen mit fingerdickem Rouge und ausladenden Reifröcken Maskerade: Travestie. Der Virus der Transvestie greift von Paris aus um sich; selbst das gründlich reformierte, reine Genf ist nicht vor dieser Seuche gefeit. Republikanische Männlichkeit kann nicht immer standhalten. Selbst in Genf sehe man nun junge Herren mit flötender Stimme, die Sonnenschirmchen zwischen ihren zarten Fingern drehen, höhnt Rousseau. Sie zeigen sich in den bunten, enganliegenden Seidenjäckchen der Aristokratie, dem *juste au corps*, statt wie der aufrechte Bürger in locker geschnittenen, in gedeckten Farben gehaltenen Jacken aus Wolle zu erscheinen.

Mode – und das ist für Rousseau synonym mit Pariser Mode – verkehrt somit natürliche Geschlechtlichkeit. Sie ist deshalb der Inbegriff des Dekadenten. Nicht Perfektibilität und Idealität, sondern Entstellung ist ihre Triebfeder. Mode ist pervers; sie verkehrt die Klassen und die Geschlechter. Mode ist künstlich und sie entstellt die natürliche Ordnung. Sie macht Aristokratinnen zu Huren, Männer zu Weibchen und Frauen zu Mannweibern.

Sie verwandelt das Eigenste in Fremdes. In letzter Konsequenz verwandelt die Mode – die Künstlichkeit, das sich Herausputzen, das sich Verkleiden, das sich Schminken, das sich als das andere Geschlecht Anziehen – die Monarchie in Tyrannei und Idolatrie. Unumschränkt absolut regiert das Weibische in einem modernen Eroskult als Idol. Mitten in Paris finden wir uns in einem Harem wieder. Rousseau definiert die Pariser Gesellschaft seiner Zeit als orientalischen Gegenraum zur ländlich-patriarchalischen Schweiz und zur reinen Republik Genf. Paris wird ihm aber auch zum Gegenraum seines politischen Ideals: zum Gegenraum einer tugendhaften römischen Republik, in der es nach Rousseaus Gusto so spartanisch wie möglich zugehen sollte. Erotische Rhetorik regiert als Götzendienst und alle antike *virtus*, alle patriarchalische Natürlichkeit wird zersetzt.

AUS: JULIE ODER DIE NEUE HÉLOÏSE: DER EINUNDZWANZIGSTE BRIEF

AN JULIEN

Du hast es so befohlen, Julie. So muß ich Dir denn diese liebenswerten Pariserinnen schildern? Stolze! Noch fehlte diese Huldigung Deinen Reizen. Bei all Deiner erdichteten Eifersucht, all Deiner Bescheidenheit und Liebe sehe ich doch unter dieser Neugier mehr Eitelkeit als Furcht versteckt. Dem sei, wie ihm wolle: Ich will aufrichtig sein; ich darf es sein; und hätte ich mehr Lob auszuteilen, so wäre ich es aus vollerm Herzen. Warum sind sie doch nicht hundertmal bezaubernder! Warum besitzen sie nicht Reize genug, um den Deinigen noch mehr Ehre zu machen!